

Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 17 (1961)
Heft: 2

Artikel: Sprachliche Missverständnisse (Schluss)
Autor: Sommer, Hans
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-420642>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sprachliche Mißverständnisse

Von Dr. Hans Sommer

(Schluß)

Die mundartliche Bezeichnung für den Maulwurf, *Schär* oder *Schärmus*, schließt nicht, wie man meinen könnte, an heutiges scharren an. Das Wort ist abgeleitet von ahd. skëran, schneiden (mhd. schërren, kratzen, graben). Wir erkennen es wieder in Pflugschar, ferner in Schar (im Sinne von Abteilung), scheren, Schere, engl. shire (Yorkshire z. B.). Allen liegt der Sinn scheren, vom Ganzen abtrennen, zugrunde. Brechenmacher („Deutsche Volkskunde“) erwähnt hiezu die schwäbischen Begriffe Schor für Spaten und schoren für graben. Zusammenfassend ist also in „Schär“ der „Bodenschneider“ zu sehen.

Der Vogelname *Wiedehopf* erinnert zu Unrecht an „Wyde“, die mundartliche Bezeichnung für die Bachweide: witu ist ein alt-deutsches Wort für Holz, Wald, das englisch zu wood geworden ist. Der Wiedehopf ist der Waldhüpfer.*

Wie kam die *Grasmücke* zu ihrem Namen? Das Vögelchen ist zwar klein und niedlich, trotzdem erscheint der Vergleich mit einer Mücke völlig abwegig. Der Name lautete in althochdeutscher Zeit grasa-smucka, Grasschlüpfer. Eine andere Deutung sieht als Vorläufer der heutigen Namenform eine gra-smiege, übersetzt Grauschmiege oder Grauschlüpfer. Sie scheint einleuchtender; man wird eine Grasmücke kaum je „durchs Gras schlüpfen“ sehen. — Der blauglänzende *Eisvogel* müßte entstehungsgeschichtlich richtiger den Namen Eisenvogel tragen. Der farbenprächtige Bursche wurde nämlich in früher Vorzeit nach dem blauglänzenden, noch als Schmuck dienenden Eisen benannt. Die Umdeutung zu îs-aro = Eis-Aar erfolgte unter dem Einfluß eines gelehrten Berichtes, nachdem die Farbvorstellung beim Eisen verblaßt war.

Eidechse und *Eichhorn* verraten ebenfalls Spuren von volksmäßiger Umdeutung. Der heutige Oberbegriff Echse — seit 1836 in der Wissenschaft gebräuchlich — beruht auf falscher Trennung des Wortes Eidechse. Richtig ist Ei-dechse, da das alte Wort auf die beiden Begriffe egi oder agi (durch „Erweichung“ des g zu ei verkürzt) und dehsa zurückgeht; jenes bedeutet Schlange, dieses Spindel. Die Eidechse wäre demnach etwa als spindel-

* Kluge nimmt an, es handle sich um eine lautmalende Bildung.

förmiges, schlangenähnliches Tier anzusprechen. — In Eichhorn, Eichhörnchen hat das Umdeutungsbedürfnis des Volkes ein anlautendes h eingeschoben. Dadurch entstand aus Eichorn, was Eichtierchen heißt, der an Horn erinnernde neue Name. Auch diesen umgedeuteten Begriff hat die Wissenschaft übernommen, indem sie von einer ganzen Familie der Hörnchen spricht.

Die *Eberesche*. Ihre Blätter gleichen denen der Esche. Da sie aber nur scheinbar eine Esche ist, wurde sie Aberesche oder, mit Umlaut wie in Haller - Heller, gedackt - gedeckt usw., Eberesche = falsche Esche genannt. Der Eber kommt also als namensschaffender Faktor nicht in Frage. Es sei beigefügt, daß der Begriff Aber- als etwas Falsches, Verkehrtes auch in den Wörtern Aberglaube, Aberwitz steckt.

Die *Walnuß* hat ihren Namen nicht etwa nach dem Standort auf einem Wall erhalten, das zeigt auch die Schreibung mit einem l. Gemeint ist die von den Walchen, das heißt Welschen eingeführte Nuß. Die Bezeichnung Welschnuß wurde denn auch von den Verdeutschungsmeistern Adelung und Campe vorgeschlagen.

Zu den reizvollsten Beispielen von Volksetymologie gehört das Wort *Beispiel* selbst. Es ist natürlich kein Spiel. Die alte Wortform lautet bi-spel, wobei die erste Silbe nhd. bei, die zweite Erzählung, Fabel, Gerücht bedeutet. „Das wurde ein alze langes spel“, heißt es einmal in Wolframs Parzival. Unter bi-spel, das der Volksmund zu Beispiel umtaufte, ist demnach etwas nebenbei Erzähltes, der näheren Veranschaulichung Dienendes zu verstehen. Spel hat sich im Französischen und im Englischen in den Zeitwörtern épeler und spell, buchstabieren erhalten, außerdem im englischen Begriff gospel, Evangelium; angelsächsisch hieß es noch deutlicher godspel = Gotteswort.

Von der Kenntnis dieser Zusammenhänge aus ist es leicht, auch in *Kirchspiel* ein altes kilchspel zu finden (...„in dem kilchspel ze Eriswile“ lesen wir in den bernischen „Fontes“ aus dem Jahre 1343). Als Kilchspel bezeichnete man den Bezirk, innerhalb dessen das Wort des gleichen Pfarrherrn vernommen wurde.

Auch im Begriff *Gaukelspiel* anerkennt die Sprachgeschichte kein Spiel. Der mittelhochdeutsche Sprachgebrauch gogelspel zeigt, daß unter einem Gaukelspiel ursprünglich eine possenhafte Erzählung oder dergleichen verstanden wurde.

Lautlich, nicht der Sache nach, gehört in diesen Zusammenhang das Eigenschaftswort *kostspielig*. Wiederum kein Anklang an ein Spiel! Kostspielig schließt an das ahd. Zeitwort spilden, ver-

schwenden an. Im Norden Deutschlands kommt noch die assimilierte Form *spillen* vor; — „Wasser *spillen*“ bedeutet zum Beispiel in der schleswig-holsteinischen Mundart: Wasser überlaufen lassen. Statt kostspielig müßte es also kostspildig heißen in der Bedeutung: Geld verschwenden.

Völlig verblaßt wie in *Beispiel*, *Kirchspiel* usw. ist im Volksbewußtsein die Grundanschauung in den Begriffen *Gewand* und *Leinwand*. Die an „Wand“ angelehnte zweite Silbe enthält natürlich einen volksetymologischen Irrtum.

Das alte Wort für Kleid hieß *wat*. Wer Tuch verkaufte — in der *Watstube* — hieß „*watman*“ (so noch zu Ende des 16. Jahrhunderts in Bern: A. Flury: *Kulturgesch. Mitteilungen aus den bernischen Staatsrechnungen des 16. Jh.*, 1894); „*watsack*“ war ein Tuchsack (heute da und dort nochmals umgedeutet „*Wartsäcklein*“ genannt). Das Sammelwort zu *wat* lautete ahd. *giwati*, mhd. *gewaete* = Kleidung. Nach und nach, zuerst für das „*badagi-want*“ (die nach dem Bade angezogene frische Wäsche) erfolgte die Anlehnung an *wenden*: ahd. *giwant* bedeutet *Wendung*. In der Landwirtschaft wurde der bei der Pflugwende entstehende Grenzstreifen *giwant* geheißten. Der Ausdruck ist das Grundwort zum heutigen *Gewann* in der weiterentwickelten Bedeutung *Ackerbreite*.

Mit *Gewand* bezeichnete man offenbar zunächst noch nicht ein fertiges Kleid, sondern das in Falten aufbewahrte Tuch. Der *Gewandschneider* schnitt das Tuch in einzelne Stücke, er war der *Tuchhändler* (im Gegensatz zum gewöhnlichen *Schneider*); in *Gewandhäusern* wurden die *Tuchballen* zur Schau und zum Verkauf ausgestellt.

In Anlehnung an *Gewand* entstand in gleicher Weise aus altem *linwat* *Leinwand*. Noch bis ins 18. Jahrhundert gingen die Formen *Leinwad* und *Leinwand* nebeneinander her; nach Weigands *Deutschem Wörterbuch* sprach man in Bayern noch im 20. Jahrhundert von *Leinwat*.

Neben schwer durchschaubaren volksetymologischen Fehldeutungen gibt es ein stattliches Grüpplein von Wörtern, deren wirklicher Heimatschein sich verhältnismäßig leicht feststellen läßt. Daß ein *Felladen* — so nennt der Berner den Fensterladen — eigentlich ein *Falladen* ist, daß der *Feldstuhl* richtigerweise *Faltstuhl* heißen müßte (franz. *fauteuil*), leuchtet ein. Es ist ferner naheliegend, daß der graue *Star*, die gefürchtete Augenkrankheit, mit dem gefiederten Frühlingsboten nichts zu tun haben kann,

sondern viel eher in den Sinnzusammenhang mit starren gehört. Eine leichte Lautveränderung machte aus den alten anschaulichen Begriffen *eröugen* und *Eröugnis* die blassen, an „eigen“ erinnernden Wörter *ereignen* und *Ereignis*; der Wortsinn: was „vor den Augen“ geschieht, verflüchtigte sich. Aus be-geleiten entstand das vereinfachte und scheinbar an gleiten anschließende *begleiten*; aus dem Schrittschuh — so noch zu Goethes Zeit — in Anlehnung an Schlitten der *Schlittschuh*. Eine recht sinnvolle volksmäßige Umdeutung liegt vor im Ausdruck *zu guter Letzt*. Das Schluß-t ist unorganisches Anhängsel. Das Wort müßte zu guter Letz heißen; es gehört zu *letzen* = laben, erquicken. Im Schweizerdeutschen spricht man etwa von einer Badletzi, im Schwäbischen heißt das Erntefest gelegentlich Letze. Da man besonders unmittelbar vor einem Abschied, also zuletzt, zur „guten Letz“ beisammen saß, konnte sich die neue adverbiale Bildung allmählich einschleichen. Ulrich Bräker, „der arme Mann im Tockenburg“, braucht das Wort noch in seiner ursprünglichen Form: „Diese drey Bursche belustigen noch zu guter Letze ganz Rothweil mit ihren Sprüngen... Jetzt gieng's an ein Abschiednehmen.“ Ein unorganisches Schluß-t findet sich auch in *Mastdarm*. Das Wort hieße eigentlich Maßdarm: maß bedeutet Speise; es kehrt wieder in Mus, Mettwurst und Messer (Messer heißt ursprünglich das zur Beschaffung der Speise benützte Schwert). *Maßleidig* war einst der, welcher nicht essen mochte.

Da schon einmal vom Essen die Rede ist, sei noch der seltsame Name *Gugelhupf* einer nähern Betrachtung unterzogen. Gugel erinnert an die haubenähnliche Form des Gebäcks; die Bezeichnung leitet sich vom lat. *cuculus*, Mönchskappe her, einem Wort, das auch dem wilden Räubervolk der Gugler den Namen gegeben hat. Die zweite Worthälfte von Gugelhupf von hüpfen herleiten zu wollen, hätte wenig Sinn; dagegen ist die Vermutung einzelner Sprachforscher, es handle sich um eine Nebenform von Hefe, nicht von der Hand zu weisen: das nhd. heben lautete ahd. *hepfan*; im östlichen Schwabenland soll statt Hefe jetzt noch Hepfe zu hören sein.

Hier mag auch noch die lustige Entstehungsgeschichte des Ausdrucks *Bockbier* erwähnt werden. Ursprungsort der Sache wie des Wortes war — im 16. Jahrhundert — die Stadt Eimbeck im Hanoverschen: man sprach von Eimbeckerbier, später vereinfachend vom Eimbeck. Als dann diese Starkbiere auch anderswo hergestellt wurden, faßte der Bürger die erste Silbe des Namens

Eimbeck als den Artikel „ein“ auf und das e der zweiten Silbe als eine Mehrzahlbildung mit ö; so entstand allmählich der irreführende Begriff „ein Bockbier“.

Den Eigenschaftswörtern *trübselig*, *mühselig* usw. mit dem so wenig passenden „selig“ kommt man am besten bei über die entsprechenden Dingwörter: Trübsal, Mühsal. -sal ist eine bloße Ableitungssilbe, deren Sinn man hier mit „Zustand“ umschreiben könnte. Die zweite Worthälfte unserer Adjektive hat also nichts gemein mit dem zum mhd. *saelde* = Glück gehörenden andern selig — nichts als die völlige lautliche Übereinstimmung. Streng genommen gehören diese durchaus richtig gebildeten Ableitungen auch nicht zu den volksmäßigen Umdeutungen.

Dagegen sind etwa noch folgende Wörter und Wendungen, mit denen wir unsern allgemeinen Überblick beschließen wollen, als Proben der Volksetymologie anzusprechen. *Ausgemergelt* schließt natürlich an Mark, mundartlich Marg, an, nicht an Mergel. Wie im Beispiel Trübsal — trübselig haben wir es hier mit dem sehr häufigen Wechsel von a zu e zu tun. Hat die nachschaffende Umdeutungskraft des Volkes in Mastdarm und zu guter Letzt ein t angefügt, sind anderseits in Ausdrücken wie *blutwenig*, *blutarm* (hier als Verstärkung von arm zu verstehen) durch den Wegfall des einen t Aussprache und Sinn in entscheidender Weise verändert worden. Blut- bedeutete in den erwähnten Eigenschaftswörtern ursprünglich „blutt“, oberdeutsch für bloß, unbekleidet. „Blutwenig“, das heißt eigentlich blutwenig, besitzt der, der kaum seine Blöße zu decken vermag. Ein weiteres Beispiel dafür, daß die Volksetymologie da und dort die Mundart zu verdrängen sucht, bietet *Platzregen*. Sachlich zutreffender war die ursprüngliche Bezeichnung Platschregen.

Im rein mundartlichen Sprachgebrauch finden sich indes noch zahlreiche Wortformen, die sich in das Kapitel der volkstümlichen Umdeutungen und Umbildungen einreihen lassen. Da sind zum Beispiel die heimeligen Nebenformen von Vater: *Dratt*, *Drätti*. Sie täuschen ein einziges Wort vor; in Wirklichkeit ist der Anlaut nichts anderes als der mit dem Hauptwort Att, Ätti verschmolzene Artikel: Dr Att, der Ätti. Ähnlich verhält es sich mit dem solothurnischen *Durs* und dem baslerischen Quartiernamen *Dalbe*; in beiden Fällen hat sich das Schluß-t des vorausgehenden Wörtchens Sankt — Sankt Ursus, Sankt Alban — mit dem nachfolgenden Hauptbegriff zu einer Einheit verschmolzen. Im Satz „Es isch *si* nid drwärt“ erscheint das „si“ irreführend

als rückbezügliches Fürwort sich; in Wahrheit handelt es sich um den Wesfall des persönlichen Fürworts: es ist *sein*(er) nicht wert. Die auf dem Lande verbreitete Form „*Fraufasten*, wo es ganz selbstverständlich Fronfasten heißen müßte (zu mhd. frô = Herr), beruht auf einer volkstümlichen Lautumstellung, wie sie beispielsweise im Ortsnamen Frauchwil (für Frankwil) oder in den lautlichen Entsprechungen Bauch für Bank, Hausi für Hans sichtbar wird.

Daß mit Vorliebe unverständlich gewordene Ortsnamen in das Gewand mehr oder weniger sinnvoller Metaphern gekleidet werden, ist bereits dargetan worden bei der Betrachtung von Umdeutungen aus fremden Sprachen. Auch deutschstämmige Namen haben solche Veränderungen erfahren. *Klagenfurt*, um mit einem ausländischen Ortsnamen zu beginnen, ist benannt nach einem Flusse Glan, mundartlich Glagen. Man darf vermuten, der zu Unrecht an „klagen“ angelehnte Name sei ein Verdeutschungsmüsterchen der Kartographen, die ja auch aus dem zentral-schweizerischen Dörfchen Chirscheten — bei den Kirschbäumen — ein an eine ganz andere Wortwurzel gemahnendes *Kehrsiten* gemacht haben. Ähnlich „verschönerte“ Namen sind *Bätterkinden* und *Gelterkinden*; sie sollten auf -ingen endigen wie Konolfingen, Münsingen und dadurch auf die einstige Sippenziedlung hinweisen. Das Bestreben, einen Namen mit unfein empfundenen mundartlichen Zügen in „gutes“ Deutsch zu übertragen, machte aus Meisters-wanc im Aargau (Wang wie in Wengen, Wengi usw.) *Meisterschwanden*; dadurch wurde ein irreführender Zusammenhang mit den von „schwenten“ abgeleiteten Ortsnamen Schwand(en), Schwendi usw. hergestellt. Ein weiterer „Veredelungsprozeß“ machte aus dem glarnerischen Brunnwald durch ungerechtfertigte Diphthongierung *Braunwald*. Daß Walensee, Walenstadt und ähnliche Bezeichnungen als Walchensee, Walchenstadt usw. zu lesen wären, ist nach dem über die Walnuß Gesagten nahe-liegend. Weniger selbstverständlich ist die Tatsache, daß auch das basellandschaftliche Städtchen Waldenburg eigentlich Walchenburg, Burg der Welschen, heißen müßte.

Eine vollständige Metamorphose hat endlich der Ortsname *Finstershennen* durchgemacht. Wer sähe ihm an, daß er entstanden ist nach der „feisten“ Henne, die vom einstigen namengebenden Lehenhof als Abgabe zu entrichten war! Fast zu schön, um wahr sein zu können, lauten Ortsbezeichnungen wie *Liebewil*, *Liebefeld*, *Hohliebe* und ähnliche. Tatsächlich klingen die ursprüng-

lichen Namen wesentlich nüchterner, sachlicher. Allen liegt das aus dem lebendigen Sprachgebrauch längst verabschiedete altdeutsche Wort *lew*, *lee* = Hügel zugrunde. Liebewil ist der „Ort auf dem Hügel“, Liebefeld das auf der Höhe gelegene Feld. Die letzte Benennung mag seltsam, fast unglaublich anmuten für eine Gegend, die selber auf zwei Seiten von Hügeln eingefaßt ist. Doch kommt es hier wesentlich auf den Standort des Namensgebers an: die Bezeichnung Liebefeld kann nur von der Niederung beim heutigen Eigerplatz oder dem südlich ansteigenden Hang ausgegangen sein. Wir finden das alte Wort *Lew* in verschiedenen weitem mißverständlichen Namenformen, so in *Leber* (im Hügelgebiet von Eggiwil), *Leberberg* (einem alten Begriff für den Jura). Auch die verschiedenen *Löwen-* oder *Leuenberg* gehören hieher und haben mit dem König der Tiere allem romanischen Anschein zum Trotz nichts zu tun.

Die Reihe der volksmäßigen Deutungen und Neudeutungen ließe sich noch um vieles verlängern. Doch beschließen wir hier unsere Aufzählung, eingedenk der alten Erfahrungstatsache, daß erschöpfende Darlegungen oft eine wirklich „erschöpfende“ Angelegenheit werden können. Ich möchte Sie nur noch an das schönste und tiefsinnigste aller sprachlichen Mißverständnisse erinnern; Johann Peter Hebels Erzählgabe hat ihm literarischen Ruhm verliehen. Ich meine die Geschichte vom schwäbischen Handwerksburschen, der in Amsterdam auf die Fragen, wem das große, blumengeschmückte Haus gehöre, wem die Schiffe die vielen Waren herantrügen, wie der Tote heiße, den die schwarz vermummten Pferde in seine Ruhe führten, immer wieder den Bescheid erhielt: *Kannitverstan!* „...Und wenn es ihm wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab.“

Zehn Minuten Sprachkunde

„Aus Liebe für dich...“

Wer sich zu einer Reise entschlossen hat, sollte diesen Entschluß auch mit der richtigen Präposition, dem richtigen Verhältniswort, verbinden und nicht sagen: „Ich habe mich für eine Reise entschlossen.“ Kann er seine zärtlichen Gefühle